

B e i t r ä g e

zur

Belehrung und Unterhaltung.

32^{tes} Stück, den 25. April 1808.

Einige Natur-Merkwürdigkeiten
der Grafschaft G l a s s.

Auf einer Reise in der Grafschaft G l a s s, fand ich Gelegenheit, unter mehreren Naturmerkwürdigkeiten, welche diese paradiesische Provinz enthält, die sogenannten Seefelder in Augenschein zu nehmen. Ihr Standpunkt ist unweit des Städtchens Keinerz auf einigen hohen Gebirgen, die stets mit Wasser bedeckt sind. Wunderbar ist es, daß die Höhe dieses Wassers eine ununterbrochene Gleichheit behauptet, und auch in den härtesten Wintern noch nie gefroren ist. Der Raum, den diese Felder einnehmen, beträgt sowohl in der Länge, als in der Breite, ungefähr eine Stunde Weges. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wagte man es, sie mit Rähnen zu befahren, und ihre Beschaffenheit zu untersuchen; allein man hatte sich kaum 20 Schritte vom Ufer entfernt, so mußte man wieder umkehren, weil die Fahrzeuge von einer Art Moos, welches dem Torfe gleicht, aufgehalten wurden. In der Folge machte man nochmalige Versuche, dieselben zu befahren und ihre Tiefe zu erforschen; aber diese Bemühungen waren eben so vergeblich

als die vorigen. Einige Naturforscher, welche die Lage dieser merkwürdigen Felder beobachtet haben, muthmaßen, daß diejenigen Gebirge, auf welchen sie entstanden sind, mit dem Weltmeere gleiche Höhe haben, und daß das Seewasser von unten her eindringe und allmählig emporsteige. Wäre diese Vermuthung gegründet; so müßte man annehmen, daß die Gebirge einige verborgene Quellen und zugleich einen noch unentdeckten Abfluß haben, und daß der Abgang des Wassers mit dessen Zugänge in stetem Verhältnisse stehe, weil seine Oberfläche weder ein Steigen noch Niedersinken bemerken läßt. Aus der unveränderlichen Lauheit des Wassers wird es erklärbar, daß dasselbe auch bei dem höchsten Grade von Kälte nie gefriert.

Auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge findet man in der Tiefe eines mit Nadelholz bewachsenen Berges verschiedene Grotten, welche das Auge des Beobachters überraschen. Die wunderbar geformten Säulen, die in der Mitte das Gewölbe gleichsam zu unterstützen scheinen, bestehen aus Tropfstein. Das Ganze dieses Naturwunders stellt ein geräumiges, sich nach der Länge hinziehendes und mit Seitengewächern umgebenes

nes, Zimmer dar. Am Ende desselben zeigt sich ein fast regulärer Bogen, unter welchem man einen grundlosen und übelriechenden Tümpel gewahr wird. Sein Umfang beträgt in der Runde 13 Schritte. Im Frühjahr bemerkt man, daß derselbe überläuft, und die sämtlichen Grotten bis zur halben Höhe überschwemmt. Der zurückbleibende Schlamm ist die Ursache des unausstehlichen Geruchs, welcher die Gemächer erfüllt, so daß man nur einige Augenblicke darin verweilen kann.

Eine eben so merkwürdige Naturscene, welche mir in der Grafschaft Glas ein besonderes Vergnügen gewährte, ist der berühmte Wasserfall im Wölfselgrunde, 3 Stunden von der Stadt Habelschwerde entfernt. Reizend ist die Gegend, welche diesen Grund umgibt, anlockend die Aussicht, welche man auf dem Wege nach den böhmischen und mährischen Gebirgen hat. Ein allmählig hinab laufender Pfad bringt den Wanderer an den Eingang des Grundes, der wegen seiner anmuthigen Partien füglich mit einem Garten verglichen werden kann. Kaum hat man denselben betreten, so kündigt ein fernes Geräusch das zu erwartende Schauspiel an. In einem seitwärts gelegenen Buschwerke steigt man auf 300 Bergstufen in eine dunkle Tiefe hinab; hat man diese erreicht, so wendet man sich links und steht vor einem hin und wieder durchlöcherten und in die Wolken hoch empor ragenden Felsen, von dessen Gipfel sich eine beträchtliche Wasserflut herabstürzt. Das Getöse, welches dadurch verursacht wird, ist schauerhaft. Durch die Länge der Zeit hat das Wasser

große Stücke aus dem Felsen gedrängt, daher die vielen unregelmäßigen Lücken entstanden sind, woraus man auf die Gewalt und Menge des sich herabstürzenden Wassers schließen kann. Nachdem es die Tiefe erreicht hat, bildet dasselbe verschiedene schmale und bogenförmig fortlaufende Bächlein, welche den Grund wässern und ihm ein paradiesisches Ansehen geben. Sch.

Ueber die Quäker in Nordamerika. *)

In Pennsylvanien wohnen die meisten Quäker. Penn, der dieser Provinz den Namen gab, räumte ihnen viele besondere Vorrechte ein. Das Lächerliche, was von ihnen verbreitet ist, hat sein Daseyn größtentheils nur in den Ansichten beschränkter und vorurtheiliger Köpfe. Ihre Versammlungsfäle sind geräumig und unverziert. Niemand hat einen bestimmten Platz darin. Nur das Geschlecht macht hier einen Unterschied. Männer und Weiber sind daher von einander gesondert. Mit bedecktem Haupte und versunken in sinnige Selbstvergessenheit, lassen sie sich nieder, ohne sich um die Welt und ihren Nächsten zu bekümmern. Diese Stille wird nur von einzelnen Mitgliedern unterbrochen, die, von Begeisterung entflammt, ihre Stimmen über irgend einen Theil der Moral oder der bürgerlichen Tugend kräftig erheben. Solche Vorträge werden eben so gut von Weibern als von Männern, zuweilen sogar von Kindern, gehalten. Nie wird der Redner unterbrochen, nie durch ein Zeichen des Mißfallens gekränkt. Jeden Tag achten

*) Nach Perrin du Lac's Voyages dans les deux Louisianes, (à Paris et Lyon, 1805.)

die Quäker heilig, vorzüglich aber den Sonntag.

Ihre Befehle untersagen ihnen jedes Uebermaß, es sey Aufwand oder Schwelgerei. Einfach, aber reinlich, ist ihr Anzug; die Launenkönnigin Mode hat über sie keine Gewalt. Ihre Hüte haben eine sehr breite Blende und werden nicht aufgesteift getragen. Man nimmt den Hut nur dann ab, wenn er lästig wird. Braun ist die Lieblingsfarbe der Weiber, die gewöhnliche Farbe ihrer Kleider. Bei rauhem Wetter hüllen sie sich in lange, graue oder schwarze Mäntel. Das Haupt verwahrt eine weite Kopfhülle (Capuchon), welche unter dem Kinn mit einer silbernen Schaur zusammen gebunden wird. Diese klosterartige Tracht gibt ihnen das Ansehen reißender Nonnen.

Die Quäker sind die fleißigsten, erfindungsreichsten und reichsten Bürger der vereinigten Staaten. Weder ihre Armen, noch ihre Kranken, noch ihre Kinder fallen dem Staate zur Last. Ihrem Schulwesen gebührt der Vorzug, daß es bei ihnen am besten, vor allem übrigen, betrieben wird. Sie sind frei vom Kriegsdienste, den sie scheuen, und haben auch nicht nöthig, eine Abgabe dafür zu entrichten. Das Besuchen des Theaters und öffentlicher Lustörter ist bei ihnen verpönt, eben so wie das Prozeßführen. Ihre Streithändler werden von Brüdern untersucht und geschlichtet. Verheirathet sich ein Mitglied mit einer Person andern Glaubens, so wird es von der

Gesellschaft ausgebannt. In ihren Heirathsgebräuchen spricht sich dieselbe Einfachheit aus, die ihren ganzen Cultus charakterisirt. Das Eheversprechen, welches bei uns durch einen feierlichen Eid besiegelt wird, geschieht bei ihnen blos durch eine einfache Eröffnung (Schwüre sind ihnen durchaus untersagt), daß man einander zur Eheverbindung erkohren habe. Nur gegenseitige Neigung, nicht kalter Eigennuß, knüpft das Band ihrer Ehen, das bis zum Grabe eng verschlungen bleibt. Die trauliche Sitte, sich Du zu begrüßen, herrscht noch unter ihnen. Sie sind sehr wohlthätig, *) höchst freigebig in ihren Armenspenden und senden viele Bekehrer zu den Indianern. Jede Art von Sklavenhandel ist ihnen ein Gräuel und der Staat besitzt in ihnen die ruhigsten Bürger.

B — i.

Zur Naturgeschichte des Hundes.

Im allgemeinen Anzeiger wurde unlängst von einer wandernden Kaze erzählt, welche den Weg von ihrem neuen Herrn bis zu ihrem alten und wieder zurück mehrmals machte. Solche wandernde Hausthiere sind keine außerordentliche Seltenheit. Aber folgende Beispiele von Hunden, die sich nicht nur durch weite Reisen, sondern auch durch ihre außerordentliche Treue besonders ausgezeichnet haben, verdienen aufbehalten zu werden. — Ein Spitzenhändler aus Elterlein bei Annaberg, welcher seine meisten Geschäfte

*) Vorzüglich nützlich sind die Quäker in Pennsylvanien und New-York, als Aufseher der dort bekanntlich so musterhaft eingerichteten Gefängnisse und Verbesserungsanstalten für Verbrecher. Man hat ihnen diese Aufsicht aus Achtung für ihre Ordnungsliebe und ihren wackern, stillen Character vor andern anvertraut.

in's Preussische machte, als dort die sächsischen Spizen noch nicht verboten waren, nahm vor etwa 30 Jahren, auf einer Reise nach dem Berliner großen Markt, wie gewöhnlich, seinen großen schwarzen Pudel mit. Als er nach geendigtem Jahrmarkte mit Einpacken fertig war und eben mit Andern auf die gleich folgende Frankfurter Messe abreisen wollte, fehlte der Pudel und war im ganzen Hause nicht zu finden. Da sich der Kaufmann nicht aufhalten kann, gibt er dem Gastwirth den Auftrag, ihn durch einen Expressen nach Frankfurt nachzuschicken, sobald er eintreffen würde, welches er seiner bekannten Treue wegen gewiß erwartete. Als am folgenden Tage neuangekommene Fremde in ihr Zimmer geführt werden, springt bei Eröffnung desselben der vermiste Pudel heraus, der aus Versehen war eingesperrt worden, sucht seinen Herrn zuerst auf seinem Zimmer, dann in seiner Bude auf und als er ihn da nicht findet, wieder in allen Winkeln des Gasthofs, wo er sich durchaus nicht fangen läßt. Zwei Tage darauf, als die Familie des Kaufmanns in Elterlein eben bei Tische sitzt, kommt dort der Pudel an. Mit der bangen Besorgniß, daß dem Vater etwas begegnet seyn müsse, da jetzt der Pudel allein kommt, indem sie seinen Herrn in Frankfurt wissen, sehn sie sein eifriges Suchen im ganzen Hause und in allen Häusern, wo sein Herr oft hinging, und suchen ihn durch Speise zu beruhigen. Aber vergebens; nach abermaligem Suchen ist der Pudel auf einmal wieder fort. Den zweiten oder dritten Tag darauf kommt er wieder im Gasthose zu Berlin an, durchspürt wieder das ganze Haus, verläßt es eilig und trifft am folgenden Tage

bei seinem Herrn zu Frankfurt in der Bude ein. In einem Zeitraum von 4 bis 5 Tagen hatte also dieser Hund die Reise von Berlin nach Elterlein hin und her und wieder nach Frankfurt, welche fast 70 Meilen beträgt, gemacht, und war dabei die Elbe und die Mulde passiert.

Eben so merkwürdig ist folgendes Beispiel. Der Fuhrknecht eines Gastwirths zu Bischofswerda nahm auf einer Reise nach Lüneburg vor 20 Jahren eine Hündin mit, die eben trüchtig war, und die ihn auf seinen Reisen gewöhnlich begleitete. Kaum ist er in Lüneburg angekommen, so wirft sie 3 Junge. Des andern Tages ist die Hündin und ein junger Hund fort, und einige Tage darauf findet ein anderer Knecht des Gastwirths zu Bischofswerda einen kleinen Hund im Stalle desselben, in einigen Tagen wieder einen, und endlich kommt die Mutter mit dem dritten selbst. Dieser Hund machte also binnen 14 Tagen hin und her eine Reise von mehr als 330 Meilen, und hatte seine 3 Jungen von Lüneburg bis Bischofswerda getragen.

Auch folgender Vorfall verdient bekannt zu werden. Ein fast schon vor 30 Jahren verstorbener Kaufmann zu Sebnitz kehrte von einer Reise nach Hohnstein gegen Abend zurück, begleitet von seinem treuen Spiz, und läßt sich, als er schon bei eingetretener Nacht aus dem Gerichte eines Dorfs weiter reitet, nicht bereden, eine Laterne mitzunehmen, um bei dem, durch Thauwetter angeschwollenen, Bache nicht Schaden zu nehmen. Nicht lange darauf, als er fort ist, kommt der Spiz wieder in das Gerichte zurück, winselt und bellt vor dem Richter, indem er immer

zur Thüre hin und wieder zurück zu ihm läuft und ihn am Rucke zupft. Dieser glaubt, daß er sich verlaufen hat, und jagt ihn hinaus. Bald aber kommt er wieder und treibt sein Belken und ängstliches Winseln ärger als vorher fort. Dieß macht den Richter aufmerksam, der nun dem Knechte befiehlt, eine Laterne zu nehmen und dem Hunde zu folgen. Unter beständigem Zurücksehn führt ihn dieser bis zu einem Stege, der über den angeschwollenen Bach führt, und bleibt neben demselben unter Winseln und Belken stehn, und sogleich vernimmt der Knecht die schwache Stimme eines Menschen. Mit Hülfe der Laterne sieht er nun, daß der Kaufmann unter dem Stege so liegt, daß der Kopf über dem Wasser ist, und das Pferd, das sich in dem Steigbügel verfangen hatte, so auf ihn gefallen ist, daß weder er noch das Thier sich helfen kann. Er hatte in der Dunkelheit über den Steg reiten wollen, und war herabgestürzt. Der Knecht rief Leute herbei, und Mann und Pferd wurden gerettet. G.

Aphoristische Splitter.

Gemeingeist ist ein Adler, der sich stolz über die Bergspitzen berechnenden Eigennutzes erhebt, und die Lagunen engherziger Selbstigkeit tief unter sich läßt.

Ein wahrhaft großer Mann erwirbt sich seinen Ruf durch große Thaten und bewährt ihn in den kleinsten seiner Handlungen.

Bis zu einer gewissen Stufe des Lebensalters wechselt man seine Ansichten und Meinungen so oft, wie der Hirsch das Geweih. Alsdann aber inkrustiren unsre Gedanken zu Maximen, und unsre Urtheile leicht zu Vorurtheilen.

Hoffnung ist das Immergrün der Sehnsucht.

Die Blut der Eifersucht verzehrt die Wärme der Liebe, wie das Kaminsfeuer die bereits im Zimmer verbreitete Wärme.

Liebe und Freundschaft wachsen in Momenten des Leidens, wie Gewächse bei gewitterhafter Luft, am stärksten.

Unzufriedenheit ist der Mehlthau, der die schönsten Blumen und Blüthen und die hoffnungsvollsten Freudenernten der Meisten vergiftet.

Furcht und Hoffnung sind die Traumgötter unsrer Seele. Jene wirft uns zwischen zackige Klippen und überläßt uns dem grausen Spiele empörter Meereswellen, während diese uns in ihren bunten Nachen aufnimmt und uns den Strom des Lebens, reizende Fernen im Angesicht, ruhig hinabgleiten läßt. Jene führt uns vor gähnende Abgründe, die diese mit lieblichen Brücken überwölbt. Furcht hält stets den Dolch grimmig gegen uns gezückt, während Hoffnung dazwischen tritt, und unsern Blick durch tausend freundliche Gestalten zu fesseln weiß. B—i.

Historische Miscellen.

Schwedens kriegerischer Karl Gustav (aus dem Hause Zweibrücken) als er kaum den, für Dänemark so ungünstigen, Roschilder Frieden (1658) geschlossen hatte, landete plötzlich zu Corsoer auf Seeland, und belagerte Kopenhagen. Der treulose Angriff sey gegen das Völkerrecht, sagte der französische Gesandte Terlon zu dem Könige. „Wenn ich Dänemark und Norwegen erobert habe, so soll mich wenig das Urtheil der Völker kümmern.“ — Der Krieg sey höchst ungerecht, wende

ten die Dänischen Abgeordneten ein. „Erst will ich Dänemark erobern, verfehte der König, und dann will ich schon mein Recht auf das Land erweisen.“

Gustav Adolf, König von Schweden, wurde während der Belagerung von Danzig vor den Schanzen bei Dirschau schwer verwundet. Der Schuß war in die rechte Schulter gedrungen und die Kugel steckte tief unter den Muskeln der Achselgrube. Vestürzt rief sein Arzt beim Anblick der Wunde: Das hab' ich immer vorhergesagt, Euer Majestät nehmen sich gar nicht in Acht. Ne sutor ultra crepidam, (Schuster bleib' bei deinem Leisten) sagte lächelnd der König. L.

Wichtige Correspondenz.

Der Graf von St. Germain, im siebenjährigen Kriege einer von den wenigen französischen Generalen, die den Krieg verstanden, speisete im Felde einst bei dem, von der Pompadour ernannten, Oberfeldherrn, dem Prinzen von Clermont. Als der Letztere von der Tafel aufstand, um, wie er sagte, nach Hofe zu schreiben, fragte Jemand aus der Gesellschaft: „Was kann der Prinz nach Hofe schreiben: es ereignet sich nichts, und doch schreibt der Prinz immer?“ „Ich will es Ihnen sagen, antwortete St. Germain: der Prinz meldet: Er sey heute um 9 Uhr aufgestanden, nachdem er sehr wohl geschlafen und sogar geschnarcht habe. Um 10 Uhr, fährt er fort, sey er mit einer Recognoscirung des Feindes, bei der er nichts gesehn, beschäftigt gewesen. Ins Hauptquartier sey er zurückgekommen um 11 Uhr, habe sich rasiren lassen und sein Kammerdiener habe

bei Frisirung seiner Perücke, statt nach seiner sonstigen Gewohnheit auf der rechten Seite anzufangen, dießmal auf der linken den Anfang gemacht. Der Minister antwortet: Ihr letzteres Schreiben hat manche tiefsinnige Betrachtung in mir veranlaßt; es wird gut seyn, wenn ich Ihnen dieselben mittheile. Wie kam es, daß Sie nicht um 8 Uhr aufstanden? So hätten Sie um 9 Uhr schon den Feind recognosciren können, und vielleicht Etwas gesehn. Daß Sie rasirt worden sind, ist sehr natürlich, besonders wenn Ihr Bart lang war; Gott gebe, daß man Sie nicht geschunden habe. Aber etwas Außerordentliches ist es, daß Ihr Kammerdiener von seiner bisherigen Gewohnheit abgegangen und ihre Perücke zuerst auf der linken Seite papillotirte. Da Se. Maj. der König darüber nicht wenig erstaunt sind, so werden Sie die Güte haben, mir durch einen eignen Courier die etwanigen Ursachen, die ihn dazu bewogen haben könnten, zu wissen zu thun, damit ich dieselben unverzüglich als lerunterthänigst Sr. Maj. vorlege und von den weitem allerhöchsten Gesinnungen Sie wieder benachrichtige. Nun antwortet der Prinz wieder dem Minister: Sie haben die Güte zu bemerken, daß ich nichts von Papillotirung meiner Perücke meldete, sondern bloß anzeigte, daß sie frisirt worden sey, was sehr verschieden ist. Und auf der linken Seite hat zwar der Kammerdiener angefangen; allein Sie können doch deshalb Ihrer Majestät dem Könige die beruhigende Versicherung geben, daß keine wesentliche Unbequemlichkeit daraus entspringen wird. — „So — setzte der Graf von St. Germain hinzu — correspondiren unsere meisten Gene-

rale nach Hofe". — Welch ein Unterschied zwischen Ludwigs des funfzehnten und Napoleons Zeitalter!

*

Samojedische Offenherzigkeit.

Catharina II. wollte im Jahre 1767 ein neues Gesetzbuch für ihre weitläufigen Staaten verfertigen lassen und beschied daher aus allen Gegenden derselben Abgeordnete nach Moskau, um über diesen wichtigen Gegenstand die Meinung ihrer Völker zu vernehmen. Man las in der Versammlung der Deputirten gleich anfangs einen Entwurf der neuen Gesetzgebung vor, den die Kaiserin selbst entworfen hatte. Von allen Seiten erscholl Catharinens Lob, worin freilich die meisten nur gezwungen und aus Furcht vor Sibirien einstimmten. Nur die Abgeordneten der Samojeden redeten, wie ihnen ums Herz war; denn ihr Sprecher sagte: „Wir sind gnügsam und gerecht, weiden ruhig unsere Rennthiere und brauchen also kein neues Gesetzbuch; aber macht eines für unsere Nachbarn, die Russen, damit sie ihre Räubereien einstellen.“

*

Wie legt man eine Bibliothek mit Nutzen an?

Daß Catharine II. bei der Wahl ihrer Günstlinge nicht immer auf große Geistesstärke sah, beweist folgende Anekdote: Einer dieser Herren glaubte, ein Mann wie er müsse nothwendig eine Bibliothek haben. Er ließ also unverzüglich die angesehensten

Buchhändler von Petersburg zu sich kommen, und erklärte ihnen, daß er sich Bücher anschaffen wolle. Sie fragten demüthig, was für Schriften er denn verlange? und erhielten zur Antwort: „das müssen Sie ja besser als ich verstehn — das ist ihre Sache! Große Bücher unten und kleine oben; gerade so, wie es bei der Kaiserin ist.“

*

Naivetäten und Plaisanterien.

Man fragte Hrn. X..., ob er glaube, daß heutzutage noch Wunder geschehen könnten? O ja, versetzte derselbe, so lange das Geld seinen Werth noch nicht verloren und es noch einen Zufall gibt, zweifle ich nicht daran.

Man muß, sagte ein französischer Gelehrter, den Eigennuß der Menschen kitzeln, oder ihre Eigenliebe ängstigen; denn sie sind Affen, die nur dann Sprünge machen, wenn man ihnen Nüsse vorhält oder sie die Peitsche blicken läßt.

Ein Schauspieldichter, welcher das Unglück hatte, sein Stück durchfallen zu sehn, besuchte die Schauspielerinn, welche die vornehmste Rolle darin spielte, und sagte ihr, in der Hoffnung, einige lindernde Trostworte dafür zu hören, daß das Publikum nicht immer gerecht sey, und daß seine Feinde zu voreilig gewesen wären, sein Stück bereits der Bühne zu übergeben, da das Früchtchen noch nicht reif sey. — Reif oder nicht reif, versetzte die Schauspielerinn, es ist dennoch gefallen.

B — i.

N o t i z e n.

In Wien gibt es 11 Verpflegungsanstalten für arme Kranke, in welche im verfloffenen

Jahre 41,298 Kranke aufgenommen wurden. Von dieser großen Anzahl starben nur 2781 (von

hundert also noch nicht 15), geheilt wurden entlassen 33,331, und beim Schluß des Jahres blieben in der Kur 2396. Die übrigen sind theils in andere Krankenanstalten gebracht worden, theils ungeheilt entwichen. — Am Ende des Jahres 1806 waren 1626 Findelkinder in dem Findelhause; im verfloffenen Jahre kamen hinzu 2728; von diesen 4254 Kindern starb im vorigen Jahre die große Zahl von 2417.

Am Ende des vorigen Monats stürzte ein wildes Thier, das man für eine Hyäne hält, in ein Dorf in der Gegend von Dijon (im ehemaligen Burgund) verwundete mehrere Landleute tödlich, erwürgte einige Hunde, und entfloh, als es diese Verheerungen angerichtet hatte. Am folgenden Morgen brach die Bestie in ein benachbartes Dorf in dem Augenblicke, als der Schenkwirth die Thüre seines Hauses öffnete, that einen wüthenden Angriff auf den erschrockenen Mann, der sich, ungeachtet er keine Waffen hatte, mit Gewandtheit und Muth vertheidigte. Endlich rief er seine beiden Töchter zu Hülfe, die noch im Bette lagen. Die muthigen Mädchen sprangen herbei, die eine stieß dem Thiere ein Messer in den Hals, die andre spaltete ihm den Kopf mit dem Beile. Der Vater war schwer, aber nicht tödlich verwundet.

Ein Dekonom in Guben, Namens Seidler, hat bekannt gemacht, daß er ein ganz bewährtes Mittel gegen die Krankheit des Rindviehes, das laufende Feuer genannt, entdeckt habe, das nichts kostet und immer im Stalle bei der Hand ist. Das Stück Vieh, bei welchem das Mittel angewendet wird, soll für immer von dieser Krankheit befreit bleiben. Er erbietet sich

mit löblicher Uneigennützigkeit, das Mittel Jedem bekannt zu machen, der sich in postfreien Briefen an ihn wenden und etwas für die Abschrift des Receptes beilegen will.

Zu Martonyos in Ungarn lebt ein achtzigjähriger Greis, Namens Joseph Urban, dessen Mutter jetzt 120 Jahre alt ist. Als sie sich in ihrem neunzigsten Jahre zum zweiten Male verheirathen wollte, verweigerte ihr der Pfarrer die Trauung, weil sie dem Zwecke der Ehe nicht mehr entsprechen könne. Die Alte erwiederte darauf, der Pfarrer möge sie trauen oder nicht, so werde sie doch, ihrer Tüchtigkeit sich bewußt, diesen Schritt thun.

Die heftige Kälte in Neapel, wovon schon neulich die Rede war, hat in verschiedenen Gegenden des Reiches zehn meist jungen und starken Personen das Leben gekostet. Der Professor Giovene hat dieses Naturereigniß vorher gesagt, da er nach der bekannten meteorologischen Periode von 19 Jahren rechnete, und wirklich war vor diesem Zeitraume derselbe Winter in Neapel.

Für den Gelehrten gibt es keine verderblichere Feinde in der Levante, als die Bücherwürmer, welche dort weit mehr Verwüstungen anrichten, als in unsern Gegenden. Alle Bibliotheken der Jesuiten in Salonichi, Scio, Santorin, Naxia, und selbst in Konstantinopel, zerfallen in Staub. Pergament- Manuscripte sogar erleiden dasselbe Schicksal. Daher findet man in andern europäischen Ländern, z. B. in England und Frankreich, weit ältere Handschriften als auf dem Berge Athos, auf Pathmos und in allen andern Bibliotheken der Levante. Die Bücher, welche Villosion mit aus Frankreich brachte, waren in zwei Jahren ganz von Würmern zernagt.